



ÖGW RES NOVAE VI

(ausgegeben Ende September 2014)

INHALT

DISKUSSION UND DIALOG.....	1
BERICHTE UND MITTEILUNGEN.....	2
EIGENE VERANSTALTUNGEN – VORTRÄGE.....	21
ÖGW-MITTEILUNGEN „MENSCH • WISSENSCHAFT • MAGIE“.....	27
PERSONALIA.....	28
ALLGEMEINE ERKLÄRUNG.....	28

DISKUSSION UND DIALOG

DER KRIEG UNSERER GROSSVÄTER 1914–1918.

Ursachen – Folgen – Lehren.

Kurzfassung eines Aufsatzes aus dem Sammelband „THE FIRST WORLD WAR/100 YEARS SINCE ITS OUTBREAK. Studies on history and legal history“, hrsg. vom Institut za Uporedno

pravo/Institut für Vergleichende Rechtswissenschaften in Belgrad und Andricgrad Juli 2014.
(Diskussionsbeitrag)

1. Erster Weltkrieg – Urkatastrophe Europas.

Anlässlich der 100. Wiederkehr des Tages, an dem das alte Europa sich in einen Krieg stürzte, gilt es festzuhalten: Die Initiatoren dieses „Großen Krieges“ haben in chauvinistischer Verblendung und totaler Fehleinschätzung der politischen Konsequenzen eine (zweifelsohne ernste) politische Krise zwischen Österreich und Serbien eskalieren lassen und ein unsinniges Völkergemetzel mit schwerwiegenden Folgen für Europa vom Zaun gebrochen.

Man nennt den Ersten Weltkrieg mit 20 Millionen Toten (50% Soldaten und 48% Zivilbevölkerung, der Rest vermisst) zu Recht die Urkatastrophe Europas. Es folgte zusätzlich ein Friedensdiktat, das den Keim für das noch verheerendere Gemetzel des Zweiten Weltkrieges in sich trug.

Der Erste Weltkrieg war eine vermeidbare Auseinandersetzung, in welche die Großmächte stolperten. Gelöst wurde durch den Krieg kein einziges der anstehenden Probleme.¹

Heute ist offenkundig: Die Krise nach dem Attentat an dem österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand vom 28. Juni 1914 in Sarajewo hätte auch anders gelöst werden können. Wären damals durchschlagskräftige international engagierte, das heißt um europäische Völkerverständigung bemühte Politiker in Aktion getreten, wäre ein Dialog zwischen Österreich-Ungarn und Serbien herbeigeführt worden.

Aber durchschlagskräftig waren nur jene, die nach Krieg und Vergeltung lechzten:

- der deutsche Kaiser Wilhelm II, der in chauvinistischer Großmannssucht die militärische Führungsrolle in Europa zu Land, zu Wasser (U-Bootkrieg) und in der Luft anstrebte
- der französische Premierminister Georges Benjamin Clemenceau, der versessen war, die Niederlage der „Grand Nation“ von 1870 im Krieg gegen Preussen zu rächen und Frankreich wieder die ihm zustehende dominante Rolle zurückzugeben
- der österreichisch-ungarische Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf, der als Reaktion auf die österreichfeindlichen Attacken serbischer Radikaler seit der Annexion Bosniens und der Hercegovina 1908, ständig auf einen Präventivkrieg gegen Serbien drängte
- und nicht zuletzt der militärische Geheimdienstchef Serbiens, Oberst ‚Apis‘ Dimitrijević, der als Leitfigur der „Schwarzen Hand/Vereinigung oder Tod“ galt. Es handelte sich dabei um einen nationalistischen serbischen Geheimbund bzw. eine Verbindung von Offizieren, der auch einige Kroaten und Bosniaken angehörten.

¹ Vgl. dazu Christopher CLARK, „Die Schlafwandler/Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“ aus dem Englischen übersetzt von Norbert Juraschitz, ISBN 978-3-421-04359-7, DVA- Verlag 2013

Die Ursprünge der Schwarzen Hand gehen auf Kreise im serbischen Offizierskorps zurück, die 1903 den österreichfreundlichen serbischen König Aleksandar Obrenović und seine Gattin, Draga Mašin, ermordeten.

Noch im gleichen Jahr wurde von den aufständischen Offizieren Petar Karadjordjević als neuer König von Serbien eingesetzt. Die Offiziere um ihn sympathisierten mit einem vor allem gegen Österreich gerichteten groß-serbischen Nationalismus im Bündnis mit Russland und Frankreich und wollten diese Politik aggressiv – d.h. durch Attentate auf österreichische Politiker, Militärs etc.- durchsetzen. Die „Schwarze Hand“ stand in enger Verbindung mit der Organisation „Mlada Bosna“, der auch der Thronfolger-Attentäter Gavrilo Prinzip angehörte.²

Ziele der Mlada Bosna waren die revolutionäre Befreiung Bosnien-Herzegovinas von der österreich-ungarischen Besatzung und der Zusammenschluss südslawischer Provinzen Österreich-Ungarns mit Serbien und Montenegro.

2. Ultrationalistische Stilisierung des Gegners zum Todfeind.

Der Nationalismus-Experte Hans-Ulrich Wehler hat diese Paranoia mit folgenden Argumenten umrissen: Dem in jedem (Ultra)Nationalisten fortlebenden Auserwähltheits- und Sendungsglauben entspricht seit jeher – und noch immer – zum einen die Externalisierung des Bösen, zum anderen die Stilisierung des Gegners zum (Tod)Feind.³

Daraus folgert Wehler:

Es entlastet die Externalisierung des Bösen das eigene Selbstwertgefühl, Selbstverständnis und Selbstbewusstsein. Indem immer neue Erzfeinde ausgemacht werden, bewahrt sie vor Selbstkritik an den eigenen Schwächen. Wer für das Vaterland mordet, wird zum Helden hochstilisiert.

Das fundamentale Defizit des Nationalismus und seines Nationalstaats ist ihre Unfähigkeit, Probleme des innergesellschaftlichen und außerpolitischen Friedens befriedigend lösen zu können.

3. Warum wurde Erzherzog Franz Ferdinand zum Feindbild?

Erzherzog Franz Ferdinand hatte die Vision einer Art „Vereinigter Staaten von Groß-Österreich“, also eine Art EU-Modell. Er hatte weitreichende Reformpläne für die Monarchie. Details lassen sich seinem Thronfolgerprogramm 1910/11 entnehmen.⁴

2 http://de.wikipedia.org/wiki/Schwarze_Hand; abgefragt am 6. 1. 2014

3 Hans-Ulrich WEHLER, Nationalismus, Geschichte Formen; 2.Auflage (München 2001) S. 44-58.

4 Vgl. dazu Friedrich WEISSENSTEINER, Franz Ferdinand – der verhinderte Herrscher (Wien 1983).

Dabei spielte die Idee, wie man die Monarchie erhalten hätte können, eine zentrale Rolle. Es gab 14 Nationen innerhalb der Monarchie, die bereits damals eine funktionierende Wirtschafts- und Währungsunion hatten. Franz Ferdinand hatte erkannt, dass die Gefahr des Zerfalls groß ist, wenn die Monarchie nur von den beiden „Herrenvölkern“ Deutsch-Österreicher und Ungarn regiert wird. Er wollte die (süd)slawischen Nationalitäten aufwerten.

Damit wären die Pläne und Absichten der „Schwarzen Hand“ und der „Mlada Bosna“ schwer konterkariert worden, weil ein hochverschuldetes Großserbien seinen Bürgern wirtschaftlich und sozialpolitisch weit weniger zu bieten hatte als „Großösterreich“. Da es in der Vojvodina Zehntausende österreichtreuer Serben gab, die sich für die Umsetzung des Planes eingesetzt hätten, musste – nach ultranationalistischer Auffassung – der Initiator der Reformideen beseitigt werden.

Die Attentate galten aber auch prominenten, im Dienste Österreichs stehenden Serben. So wurde im August 1913 das kirchliche Oberhaupt aller orthodoxen Serben der Donaumonarchie, der Patriarch von Sremski Karlovci, Lukijan Bogdanovic, während eines Kur-Aufenthaltes in Bad Gastein von radikalen Serben ermordet. Er hatte bei Predigten enthusiastisch die Trionismusbeseitigung des Thronfolgers verteidigt.

Aber auch in Österreich-Ungarn selbst gab es Gegner des Thronfolgers. Warum angesichts der angeheizten Stimmung der 28. Juni (Serbischer Gedenktag an 1389/Vidovdan) für den Besuch des Thronfolgers in der Stadt Sarajevo gewählt, und darüber hinaus die genaue Fahrtroute der Wagenkolonne Wochen vorher in Zeitungen im Detail bekanntgegeben wurde, lässt diverse gegen den Thronfolger gerichtete Absichten im österreichischen Lager zu.

Auch als der Serbische Premierminister Nikola Pašić (der sich zunehmend ablehnend gegenüber der Vorgangsweise des Oberst ‚Apis‘ Dimitrijević verhielt) dem österr.-ung. Finanzminister Leon Biliński eine Warnung zu kommen ließ, dass für 28. Juni 1914 ein Attentat geplant sei, wurde diese Botschaft – weil zu kryptisch formuliert – ignoriert.⁵

Unmittelbar vor Abschluss der Vorbereitungen zum Anschlag auf Franz Ferdinand erhielt sogar noch einer der Attentäter (Ilić) von Belgrad die Order, das Attentat nicht durchzuführen. Premier Pašić befürchtete ernsthafte Konsequenzen im Falle eines Erfolges. Doch Princip wollte davon nichts wissen. Er sah sich und sein Team im Sinne der Definition als „Helden, d.s. Männer, die für Andere oder im Namen einer Idee große Taten vollbringen und dabei ihr Leben wagen“. Chauvinisten haben den Terminus „Held“ abgewertet, indem sie scharenweise unerfahrene junge Menschen als „ausgewählte“ Soldaten, Attentäter etc. für angeblich hohe vaterländische oder religiöse Ziele sterben ließen.

Attentate wie jene auf Franz Ferdinand und Attentäter weisen sehr ähnliche Profile auf. Sie werden von militanten politischen bzw. religiösen Fanatikern organisiert und von meist jungen und/oder kranken Menschen ausgeführt, die geistig und psychisch in der Regel zu keinen

⁵ PDF „Bosna i Hercegovina u uspomenama Leona Bilinskog“: auf der 2004 erstellten Website des Instituts für Geschichte in Sarajewo (www.iis.unsa.ba/izdavacka_delatnost).

problemlösenden Dialogen im Stande sind. Daher ist der Ausdruck „Werkzeug“ radikaler Politik zutreffender als der Terminus „Held“.

4. Kriegshysterie statt Trauer über den Thronfolgermord

Der Tod des Thronfolgers löste in Österreich-Ungarn keine allgemeine Trauer aus. Kaiser Franz Joseph reagierte kühl, als er vom Tod seines Neffen erfährt: „Entsetzlich! Der Allmächtige lässt sich nicht herausfordern. Eine höhere Gewalt hat wieder jene Ordnung hergestellt, die ich nicht erhalten konnte.“

Der Gesandte in Bukarest und spätere Außenminister Ottokar Graf Czernin betonte, in Wien und Budapest habe es mehr Erfreute als Trauernde gegeben. Franz Ferdinand und seine Vertrauten, die in konservativen Wiener Kreisen vielfach als „Belvedere-Bagage“ bezeichnet wurden, hatten nicht nur dort Feinde. Franz Ferdinands Pläne einer trialistischen Reichsverfassung unter besonderer Berücksichtigung der Kroaten stießen insbesondere im ungarischen Reichsteil auf kategorische Ablehnung.⁶ Das Attentat wurde von Österreich-Ungarn, nach einigem Zögern seitens der Hofburg und nach Konsultationen in Berlin, schließlich als Vorwand für einen vorerst regional geplanten Militärschlag gegen Serbien benutzt.

In der Regierung in Wien standen sich zunächst aber noch eine „Friedenspartei“ und eine „Kriegspartei“ gegenüber. Schließlich wurde durch ein am 23.7.1914 per Telegramm zugestelltes für jeden Staat unannehmbares Ultimatum Österreichs an Serbien, und eine Falschmeldung an Kaiser Franz Joseph, die Serbische Armee sei bereits am 25.7. in österreichisches Hoheitsgebiet eingedrungen, die Kriegserklärung des greisen Monarchen „An meine Völker.....“ vom 28.7.1914 erwirkt.

5. Wirkung der Militärbündnisse: Weltkrieg statt Sicherung des Friedens

Die Gefahr des österreichischen Vorgehens im lokalen Krieg gegen Serbien (der angeblich nach drei Wochen siegreich für Österreich-Ungarn enden hätte sollen) lag in einem Eingreifen Russlands, das sich als Schutzmacht Serbiens betrachtete.

Bei einem (unprovozierten) Angriff Russlands gegen Österreich-Ungarn aber musste laut Zweibund-Vertrag Deutschland dem Bündnispartner zur Hilfe kommen.

Ein Krieg zwischen Russland und Deutschland wiederum bedeutete für Frankreich gemäß der Triple Entente-Vereinbarung- den Bündnisfall. Die Triple Entente war ein Militärbündnis zwischen dem Vereinigten Königreich Großbritannien, Frankreich und Russland.

⁶ Österreichisch-Ungarisches Rotbuch. Diplomatische Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges 1914; Manzschke k.u.k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung, Wien 1915, Dok.19, S 32-48.

Durch die türkische Kriegserklärung an Russland und Frankreich und diejenige Großbritanniens an die Türkei wurde der gesamte vorderasiatische Raum zum Kriegsschauplatz. Der fortschreitenden europäischen Selbstvernichtung hatten die USA, die 1917 in den Weltkrieg eintraten, ihren Aufstieg zur Weltmacht zu verdanken.

Von Rache- und Vergeltungsmaßnahmen waren nicht nur die Kriegshandlungen geprägt, z.B. Kriegsverbrechen der k. u. k. Armee in Serbien⁷, sondern auch die Friedensverhandlungen.

6. Bilanz des Grauens

Der Krieg war wegen der Borniertheit der meisten Politiker bis zur totalen Erschöpfung geführt worden. Der für Österreich-Ungarn 1563 Tage dauernde Erste Weltkrieg kostete das k. u. k. Heer mehr als 1 Million Tote und dauernd Vermisste, 1,943.000 Verwundete und 1,2 Millionen Kriegsgefangene.

Und was die Siegermacht Frankreich betrifft, wo 1919 die Friedensverträge unterzeichnet wurden, kann man nur von einem „schrecklichen Sieg“ sprechen, der keinerlei Anlass zum Jubeln gab. 1,320.000 französische Soldaten fielen in diesem mörderischsten Krieg, mehr als vier Millionen wurden verletzt, im gleichen furchtbaren Ausmaß wie Deutsche, Russen, Engländer oder andere Alliierte.

Der Sieger-Staat Serbien hatte mit 1,1 Millionen Kriegstoten, gemessen an seiner Einwohnerzahl, unter allen Kriegsteilnehmern die höchsten Verluste zu beklagen.

Jeder dritte Serbe (männl. Geschlechts) fand im Ersten Weltkrieg den Tod.

Von insgesamt 707.000 Soldaten fielen 450.000. Zusätzlich fanden 650.000 Zivilisten den Tod. Rund 60.000 Zivilisten wurden in Serbien teilweise ohne Verfahren exekutiert.⁸

7. Traum und Albtraum SHS-Staat/Jugoslawien.

Die Konflikte, die der Nationalismus zwischen Österreich-Ungarn und Serbien hervorgerufen hatte, wurden nach kurzer Gründungseuphorie nahtlos in den neuen südslawischen Staat übernommen. Jugoslawiens Probleme waren nahezu alle Folgen des Ersten Weltkriegs.

Am 1. Dezember 1918 wurde der SHS-Staat (seit 1929 Königreich Jugoslawien) als konstitutionelle Monarchie mit einer Fläche von 247.542 km² und 11.998.000 (1921) Einwohnern gegründet.

Anlässlich der Staatsgründung sprach man von einer südslawischen Nation mit drei Namen „Serben, Kroaten und Slowenen“. Die Innenpolitik des neuen Staates war von wachsenden Konflikten zwischen den Nationalitäten gekennzeichnet. Während von serbischer Seite der neue Staat als eine direkte Fortsetzung des Königreiches Serbien betrachtet wurde und eine zentra-

⁷ Anton HOLZER, „Das Lächeln der Henker/Der unbekannte Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914–1918“, Sonderausgabe 2014

⁸ Verlustlisten Erster Weltkrieg wiki-de.genealogy.net/Verlustlisten; abgefragt am 10.1.2014

listische Verfassung befürwortet wurde, verlangten Kroaten und Slowenen eine größere Selbständigkeit der einzelnen historischen Teilgebiete.

Während die Kroatische Bauernpartei unter ihrem neuen Vorsitzenden Vladko Maček für friedliche Opposition im Inneren eintrat, gründete Ante Pavelić, vorher Vorsitzender einer kroatischen nationalistischen Splitterpartei, im italienischen Exil die Ustascha-Bewegung und rief zum gewaltsamen Umsturz in Jugoslawien auf.⁹

In dieser Situation führte König Alexander I. am 6. Januar 1929 einen Staatsstreich durch. Er suspendierte die Verfassung von 1921, löste das Parlament auf und proklamierte die Königsdiktatur.

Schließlich verfügte er am 3. Oktober 1929 die Umbenennung des Staates in Königreich Jugoslawien (Kraljevina Jugoslavija). Die Verwendung der „Stammesnamen“ (Serben, Kroaten und Slowenen) zu politischen Zwecken wurde verboten, alle Einwohner sollten sich in Zukunft nur noch als Jugoslawen betrachten.

20 Jahre nach dem Attentat von Sarajevo auf Franz Ferdinand wurde der serbische Monarch Alexander I. anlässlich eines Frankreich-Besuchs am 9. Oktober 1934 in Marseille – ebenfalls in einem offenen Wagen – von dem von der kroatischen Ustascha gedungenen Attentäter bulgarischer Abstammung, Vlada Dimitri Cernozemski, erschossen.

Auch hier trifft die Bezeichnung politisches „Werkzeug“ eher zu als „Held“.

8. Die Kernbotschaft des Gedenkjahres 2014.

„Es darf nie wieder geschehen!“, lautet im heurigen Gedenkjahr der Appell an die Völker Europas. In Europa scheint ein Da capo des Grauens ausgeschlossen. Das ist vor allem dem europäischen Einigungsprozess zu verdanken. Doch die Gefahr ist nicht völlig gebannt (Ukraine); bzw. kann sie auch aus anderen Kontinenten exportiert werden.

Unbewältigte Vergangenheit ist eine „tickende Zeitbombe“. Sie führt zu immer weiterer gegenseitiger moralischer Abwertung und vergiftet die politische Landschaft. Sie bietet Demagogen und ewiggestrigen Chauvinisten Gelegenheit, weitere religiöse, nationale und sogar sprachliche Barrieren zu schaffen.

Hass und Aggression können auch heute im Volk bis zu kollektiven Gewalttätigkeiten geschürt werden. Nur im Dialog mit den Gegnern von einst können wir erkennen: Wir müssen endlich den Kampf gegen das Böse in uns selbst beginnen.

⁹ Marie-Janine Calic, „Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert“, Verlag Beck, München 2010, S 1766.

9. Serbien und Österreich heute.

Die bilateralen Beziehungen zwischen Österreich und Serbien wurden seit Beginn des 21. Jh.s (Okt. 2000) auf allen Ebenen intensiviert. Über 400 österreichische Firmen sind in Serbien tätig; in Österreich leben rund 350.000 SerbInnen, z. T. als österreichische Staatsbürger; reger politischer Besuchs Austausch, bedeutende österreichische Wirtschaftsinvestitionen sowie eine Vielzahl kultureller Veranstaltungen waren bislang Ausdruck dieser engen Zusammenarbeit. Die Bereiche Kultur, Bildung und Wissenschaft in Serbien befinden sich in einer Phase der grundlegenden Restrukturierung und Modernisierung.

Die Österreichisch-Serbische Gesellschaft rief 2012 in Wien einen „Tag der österreichisch-serbischen Freundschaft“. (basierend auf dem Toleranzedikt Josephs II aus dem Jahre 1781) ins Leben, der mit kulturellen Darbietungen begangen wird.

Im Jahr 2013 gab die Österreich-Serbische Gesellschaft das Buch „Auf den Spuren der Serben Österreichs/Eine historisch-soziologische Aufsatzsammlung“ heraus. Damit sollte gezeigt oder in Erinnerung gerufen werden, dass die österreichisch-serbischen Beziehungen nicht erst 1914, sondern schon nach der Schlacht von Mohacs (1526) begannen, als die Länder der Stephanskronen an das Haus Habsburg kamen.

In der Folge waren die Serben als kaisertreue privilegierte Wächter (Wehrbauern) an der österreichisch-türkischen Grenze (Krajina) bis zum 19.Jh. eingesetzt. Von der Mitte des 18.Jhs bis gegen Ende des 19.Jhs war Wien auch kulturelles Zentrum jener Serben, die hier studierten und arbeiteten. 2014 nutzte das Serbische Institut für vergleichende Rechtswissenschaften die einmalige Gelegenheit, ein Jahrhundert nach dem Einsetzen des Krieges „unserer Großväter“ gegeneinander, diesen dunkelsten Teil der gemeinsamen Historie nach modernsten geschichtswissenschaftlichen Methoden an Hand des nunmehr zugängigen Archivmaterials neu zu bearbeiten und damit weitgehend zu bewältigen. Mit einem Team von 46 in- und ausländischen Experten wurde der eingangs erwähnte Sammelband kreiert, dem der vorliegende Beitrag entstammt. Kein Zweifel, das Leben von Einzelindividuen, Gemeinschaften, Völkern und Staaten läuft in Veränderung ab, und ist somit ständigem Wandel unterworfen.

Selbst markante historische Ereignisse werden aus dem jeweiligen Zeitgeist heraus, unterschiedlich gedeutet. Daraus entwickelt sich so etwas wie eine allgemeine Erinnerungskultur und in weiterer Folge ein kollektives Gedächtnis. Über weite Strecken des 19. und 20.Jhs manifestierte sich das kollektive Gedächtnis der Nationen an Glanz und Glorie ruhmreicher Vergeltungs- und/oder Racheakte bzw. -feldzüge gegenüber den „Anderen“.

Erst die Tragödie zweier Weltkriege brachte neue Formen der allgemeinen Erinnerung, die sich heute als substantielle Verhaltensregeln der Mitglieds- und Kandidatenstaaten der Europäischen Union durchzusetzen beginnen.

Es sind dies:

Die Anerkennung von zugefügtem und erlittenem Leid nicht vergessen, sondern im gemeinsamen Erinnern wachsen. Reue und Vergebung praktizieren als Voraussetzung für eine ausgesöhnte Koexistenz. Der neue Weg der Kooperation muss nach den Regeln der interkulturellen Kompetenz besritten werden. Interkulturelle Kompetenz ist die Fähigkeit, mit Personen aus anderen Ländern und/oder Kulturkreisen erfolgreich und zur gegenseitigen Zufriedenheit umgehen zu können. Die Mindestvoraussetzung dafür ist, dass die handelnden Personen einander als gleichberechtigte Partner gegenüber treten wollen.

Univ. Prof. DDr. Wolfgang Rohrbach

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

9. Tagung der Projektgruppe „Europäische Wissenschaftsbeziehungen“ der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt: „Von Maimonides bis Einstein. Jüdische Gelehrte und Wissenschaftler in Europa“, Erfurt, 16.-18. Mai 2014.

Die 2008 in Erfurt aus der Taufe gehobenen Tagungen zum Rahmenthema „Europäische Wissenschaftsbeziehungen“ sind inzwischen eine Institution geworden und erlebten nach der ausgezeichneten Wiener Tagung im Mai 2013 (7. Tagung) jetzt im Mai 2014 mit der o. g. Tagung einen erneuten Höhepunkt.

Vorgeschichte

Bevor auf diese Tagung zu jüdischen Gelehrten und Wissenschaftlern in Europa eingegangen wird, sei es erlaubt, kurz die Geschichte des Projektes darzulegen. Im Frühjahr 2008 trafen sich in Erfurt Priv.-Doz. Dr. Jürgen Kiefer, Generalsekretär der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, und Prof. Dr. Ingrid Kästner vom Leipziger Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften zur Besprechung eines Publikationsvorhabens. Dabei kam auch zur Sprache, dass das DFG-Projekt von I. Kästner über „Deutsch-russische Beziehungen in Medizin und Naturwissenschaften“ gerade erfolgreich verteidigt und abgeschlossen, das wesentlich von ihr ausgearbeitete und ebenfalls genehmigte Folgeprojekt aber an eine andere Institution übergegangen war. Da Jürgen Kiefer als Leiter der Kommission „Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte“ der Erfurter Akademie sich schon längere Zeit mit dem Gedanken trug, eine Projektkommission „Europäische Wissenschaftsbeziehungen“ ins Leben zu rufen, konnte er I. Kästner überzeugen, die Leitung dieser Kommission zu übernehmen. Sehr rasch wurde die grundsätzliche Zielstellung formuliert, und nachdem Prof. Dr. Dietrich von Engelhardt, Lübeck, und Prof. Dr. Karin Reich, Hamburg, kooptiert worden waren, fand bereits im Dezember 2008 die erste Tagung der Projektkommission zum Thema

„Wissenschaftskommunikation in Europa im 18. und 19. Jahrhundert“ statt. Von Beginn an war es die Absicht der Veranstalter, die Ergebnisse der Tagungen zu publizieren und dafür eine gleichlautende Reihe zu etablieren, was, aufbauend auf den Erfahrungen von I. Käßner mit der Reihe „Deutsch-russische Beziehungen in Medizin und Naturwissenschaften“ (beim Shaker Verlag Aachen) ins Werk gesetzt wurde.

Konzeption des Vorhabens

Mit den Tagungen, die jeweils eine spezielle Problematik aus der Wissenschaftsgeschichte Europas behandeln, soll gezeigt werden, wie die Wissenschaft grenzüberschreitend, wenn auch abhängig von politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen, zur Konstituierung eines europäischen Gedankens beitrug. Bereits vor dessen Formulierung durch Politiker lebten Gelehrte und Wissenschaftler ein einheitliches Europa des Austauschs philosophischer und theologischer Ideen, der Entwicklung gesellschaftlicher Utopien, gemeinsamer Beobachtungen der Natur, der Zusammenarbeit in Lehre und Forschung über Ländergrenzen hinweg. Noch ohne unsere Mittel der raschen, modernen Kommunikation, erlaubten doch Reisen, wissenschaftliche Korrespondenzen, Publikationen und Rezensionen, gemeinsame Experimente und Exkursionen – auch über Europa hinaus – die Entstehung einer spezifischen geistigen Atmosphäre. Dies zu beschreiben, zu erforschen und in den europäischen und internationalen Kontext zu stellen, steht im Zentrum der Arbeit des Projektes. Durch so betriebene Wissenschaftsgeschichte soll nicht nur nachgewiesen werden, dass lange vor entsprechenden politischen Proklamationen Gelehrte und Wissenschaftler europäisch dachten und handelten, sondern es soll im Zeitalter der Globalisierung damit auch das Bewusstsein geschärft werden für ein Europa, das nicht nur einen Wirtschafts-, sondern einen historisch gewachsenen Kultur- und Wissenschaftsraum darstellt. Das scheint umso wichtiger, als in jüngster Zeit wieder Blockdenken eingezogen ist und damit sogar traditions- und ertragreiche wissenschaftliche Verbindungen, z.B. zu Russland, in Frage gestellt werden. Akademien mit ihrem großen geistigen Potential sind nicht zuletzt dazu aufgerufen, sich bei wichtigen gesellschaftlichen Problemen zu Wort zu melden. Das digitale Zeitalter mit seinen ungeahnten Möglichkeiten birgt auch unvorhersehbare Gefahren durch Technologien, die – so die Schriftstellerin Juli Zeh (in „Die Zeit“ vom 15. Mai 2014) – „unsere Lebensrealität bis in den tiefsten Kern des humanistischen Menschenbilds verändern. Es geht also um die Frage, wie wir in Deutschland und Europa in den nächsten fünfzig Jahren leben wollen.“ Es ist keinesfalls anmaßend, ausgehend von den historischen Studien und daraus gewonnenen Erkenntnissen, über diese Frage nachzudenken.

Vorangehende Tagungen einschließlich 2013.

Es sollen im Sinne eines kurzen Tätigkeitsberichtes nachfolgend die Tagungen einschließlich des Jahres 2013 in Stichpunkten charakterisiert werden, bevor der ausführlichere Bericht über die 9. Tagung im Mai 2014 erfolgt.

1. Tagung: 5./6. Dezember 2008 in Erfurt „Europäische Wissenschaftsbeziehungen“

1: Wissenschaftskommunikation in Europa im 18. und 19. Jahrhundert; 17 Beiträge; gleichnamiger Tagungsband 1, hrsg. v. Ingrid Kästner, Aachen 2009, 396 Seiten. ISBN 978-3-8322-8206-6

2. Tagung: 19./20. Juni 2009 in Erfurt

Europäische Wissenschaftsbeziehungen 2: Universitäten und Akademien; 16 Beiträge; gleichnamiger Tagungsband 2, hrsg. von Ingrid Kästner und Jürgen Kiefer, Aachen 2010, 319 Seiten. ISBN 978-3-8322-9049-8.

3. Tagung: 7./8. Mai 2010 in Erfurt, 9. Mai 2010 in Jena

Europäische Wissenschaftsbeziehungen 3: Botanische Gärten und botanische Forschungsreisen; 20 Beiträge.

An dieser Tagung nahmen erstmals auch Referenten aus Österreich sowie aus Großbritannien, Italien, Polen, Russland und der Türkei teil (auf die Beziehungen zwischen den österreichischen und deutschen Wissenschaftshistorikern wird unten ausführlicher eingegangen); gleichnamiger Tagungsband 3, hrsg. v. Ingrid Kästner u. Jürgen Kiefer, Aachen 2011, 437 Seiten. ISBN 978-3-8322-9828-9

4. Tagung: 6./7. Mai 2011 in Erfurt, 8. Mai 2011 in Gotha

Europäische Wissenschaftsbeziehungen 4: Beschreibung, Vermessung und Visualisierung der Welt; 25 Beiträge; gleichnamiger Tagungsband 4, hrsg. von Ingrid Kästner und Jürgen Kiefer, Aachen 2012, 459 Seiten. ISBN 978-3-8440-0833-3

5. Tagung: 16.-18. März 2012 in Erfurt

Europäische Wissenschaftsbeziehungen 5: Heilkunde und Heilmittel. Zum Erwerb und Transfer von medizinisch-pharmazeutischem Wissen in Europa; 18 Beiträge; gleichnamiger Tagungsband 5, hrsg. von Jürgen Kiefer, Aachen 2013, 333 Seiten. ISBN 978-3-8440-1788-5

6. Tagung: 4.-6. Mai 2012 auf Schloß Hundisburg

Europäische Wissenschaftsbeziehungen 6: Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) und die gelehrte Welt Europas um 1700; 12 Beiträge; gleichnamiger Tagungsband 6, hrsg. von Berthold Heinecke und Ingrid Kästner, Aachen 2013, 283 Seiten. ISBN 978-3-8440-1733-5

7. Tagung: 2.-4. Mai 2013 in Wien

Europäische Wissenschaftsbeziehungen 7: Erkunden, Sammeln, Notieren und Vermitteln – Wissenschaft im Gepäck von Handelsleuten, Diplomaten und Missionaren; 20 Beiträge; gleichnamiger Tagungsband 7, hrsg. v. Ingrid Kästner, Jürgen Kiefer, Michael Kiehn und Johannes Seidl, Aachen 2014, 451 Seiten. ISBN 978-3-8440-2725-9

8. Tagung: 18./19.Okt. 2013 in Erfurt

Europäische Wissenschaftsbeziehungen 8: Von Kometen, Windhosen, Hagelschlag und Wetterballons – Beiträge zur Geschichte der Meteorologie, 12 Beiträge; gleichnamiger Tagungsband 8, hrsg. von Ingrid Kästner und Jürgen Kiefer, Aachen 2014 [Band in Arbeit].

9. Tagung: „Von Maimonides bis Einstein. Jüdische Gelehrte und Wissenschaftler in Europa“.

An dieser Tagung vom 16.-18. Mai 2014 in Erfurt beteiligten sich Wissenschaftler aus Deutschland, Italien, Österreich, Polen, Schweiz/Israel, Spanien und der Türkei mit 23 Vorträgen, die engagiert diskutiert wurden. Die Bedeutung und Aktualität des Themas unterstrich Akademiepräsident Klaus Manger in seiner Begrüßung und verwies auf die großen Leistungen von Gelehrten und Wissenschaftlern jüdischen Glaubens, aber auch auf Antisemitismus in der gelehrten Welt.

Den Eröffnungsvortrag hielt Eckart OTTO (München) über „Martin Buber. Der Weg eines jüdischen Philosophen von Deutschland nach Jerusalem“. Buber, geboren in Wien und aufgewachsen im galizischen Lemberg, kam dort mit dem Chassidismus in Berührung, studierte in Wien, Leipzig, Zürich und Berlin, schloss sich in Wien Theodor Herzls zionistischer Bewegung an, mahnte aber ein gutes Verhältnis zu den Palästinensern an. Er war bemüht, das traditionelle Judentum des Ostens mit der wissenschaftlichen Moderne des Westens zu verbinden. Wolfgang Geier (Klagenfurt) erläuterte, wie sich die „Stätten jüdischer Gelehrsamkeit: Pumbedita / Sura – Córdoba / Lucena – Mainz / Worms – Krakau / Lublin“ im Kontext der politischen Veränderungen und der Judenverfolgungen bildeten. Zwischen 3. und 16. Jahrhundert entstanden zunächst in Vorderasien, dann in Europa (südliches Spanien, Ober- und Mittelrheingebiet, schließlich im polnischen Königreich) Talmudschulen und wissenschaftliche, akademisch verfasste Institutionen, die bedeutende Theologen, Philologen, Historiker, Mathematiker, Astronomen, Mineralogen und Botaniker hervorbrachten, deren Einfluss weit über jüdische Lebensbereiche hinausging und die fruchtbare Kontakte mit nichtjüdischen gelehrten Einrichtungen unterhielten.

Die Bedeutung deren Wirkens zeigt sich auch, wie Gian Franco Frigo (Padua) mit „Jüdische Quellen bei Giovanni Pico della Mirandola (1463–1494)“ nachweisen konnte, dass Pico durch hebräische Lehrer und Übersetzer zu wichtigen Autoren und Quellen der Kabbalah gelangte, die er als gleichberechtigte Autoritäten neben griechische Philosophen, Kirchenväter und arabische Kommentatoren des Aristoteles stellte. Isaak Judäus (Isaak ben Soleiman Israeli, geb. 840/850 in Ägypten, gest. um 932 in Kairouan) hatte als Philosoph und Arzt großen Einfluss auf die mittelalterliche Geisteswelt. Gundolf Keil (Würzburg) zeigte dies am Beispiel der medizinischen Fachprosa des deutschen Mittelalters in seinen Ausführungen über „Die deutsche Isaak-Judäus-Rezeption vom 13. bis 15. Jahrhundert“.

„Der spanische Mathematiker und Astronomen Abraham Zacuto von Salamanca (1450–um 1510)“, zugleich Astrologe, Historiker und Rabbiner, schuf mit seinem „Almanach perpetuus“

und einem perfektionierten Astrolab Voraussetzungen für die großen Entdeckungsreisen zur See, wie Peter Joel Hurwitz (Schweiz/Israel) in seinem anregenden Vortrag darstellte. Dietrich VON ENGELHARDT (Lübeck/Karlsruhe) schilderte in „Amato Lusitano – Lebensweg und wissenschaftliche Leistung eines jüdischen Botanikers und Arztes im Europa des 16. Jahrhunderts“. Lusitano (João Rodrigues) war nicht nur Leibarzt von Päpsten und anderen hochgestellten Persönlichkeiten, sondern verfasste auch etwa 700 detaillierte Krankengeschichten sowie Beiträge zur Medizinethik, beschrieb zahlreiche Pflanzen und war sowohl einer der bedeutendsten Botaniker und Mediziner seiner Zeit als auch ein toleranter Vermittler von Wissenschaft und Religion.

Der Auseinandersetzung mit dem Judentum im 18. und frühen 19. Jahrhundert widmete sich Klaus MANGER (Jena) mit „Emanzipation der Juden? Lessing, Gumpertz, Mendelssohn“. Lessing wollte schon mit seinen frühen Lustspielen „Die Juden“ und „Der Freigeist“ (beide 1749) Vorurteile gegen Juden abbauen. Freundschaftlich verbunden mit Aaron Salomon Gumpertz und Moses Mendelssohn, wurde er zu einem Wegbereiter der jüdischen Emanzipation in Deutschland.

Jürgen KIEFER (Jena) konnte in seinem Vortrag „Der Mediziner Marcus Elieser Bloch (1723–1799) und die moderne Fischkunde in der Wahrnehmung durch die Erfurter Akademie“ die positive Einstellung der Erfurter Akademie zu dieser Emanzipation nachweisen – mindestens 20 jüdische Gelehrte und Wissenschaftler wurden als Mitglieder aufgenommen, Marcus Elieser Bloch, einer der Mitbegründer der modernen Ichthyologie, wurde im Jahr 1782 Mitglied.

In seinem Vortrag „Der Jude beim Kanzler: David Ferdinand Koreff (1783–1851) Arzt und Magnetiseur“ stellte Luis Montiel (Madrid) Koreff als eine schillernde Persönlichkeit vor: Koreff war Mediziner, Literat, mit zahlreichen Schriftstellern wie E.T.A. Hoffmann befreundet und Leibarzt des preußischen Kanzlers Karl August v. Hardenberg. 1823 verließ Koreff Deutschland für immer, blieb aber auch in Paris – u.a. als Freund Heinrich Heines – der deutschen Kultur verbunden.

Die Beiträge zu Leben und Werk jüdischer Wissenschaftler in der zweiten Hälfte des 19. und im frühen 20. Jahrhundert zeigen das Spektrum wissenschaftlicher Leistung (die zum Teil bewusst dem Vergessen anheim gegeben wurde), das Bemühen um Anerkennung, die aus latentem oder offenem Antisemitismus erwachsenen Schwierigkeiten und nach 1933 die Wege in die Emigration, in den Freitod oder die physische Vernichtung.

In „Elias Cyon (1843–1912) – Wissenschaftler, Journalist, Schriftsteller und Diplomat in Europa“ geht Ingrid Kästner (Leipzig) der Frage nach, weshalb einer der begabtesten Schüler des großen Physiologen Carl Ludwig, ein überaus innovativer Physiologe, selbst Lehrer von Ivan Petrovič Pavlov, die St. Petersburger Militärmedizinische Akademie verlassen musste und sich im französischen Exil als zarentreuer Journalist, Verfasser von Pamphlets, schließlich als Diplomat und als Finanzspekulant selbst dem zaristischen Auslandsgeheimdienst, der Ochrana, verdächtig

machte. Das *on-dit* bringt ihn schließlich sogar in Beziehung zu den schändlichen „Protokollen der Weisen von Zion“.

Frank LEIMKUGEL (Düsseldorf) würdigte „Otto Warburg (1859–1938). Aaron Aaronsohn (1876–1919): Botanik, Politik und Untergrundkampf für die zionistische Idee“. Der deutsch-jüdischen Botaniker Otto Warburg, der 1911 der dritte Präsident der Zionistischen Weltbewegung wurde, baute die Naturwissenschaften an der Hebräischen Universität Jerusalem u.a. durch die Gewinnung ambitionierter zionistischer junger deutscher Wissenschaftler auf. Leimkugen schildert ihn als integer, uneitel, aber wirkmächtig.

Éva VÁMOS (Budapest) sprach über „Ignác Pfeifer (1867–1941) and the Research Laboratory of the *United Incandescent Lamps*“, ein hochinteressanter Beitrag zur Technik- und europäischen Firmengeschichte, aber auch zum bewegenden Schicksal jüdischer Wissenschaftler in Ungarn nach dem deutschen Einmarsch. Ignác Pfeifer, bis zu seinem Tode Präsident der Ungarischen Chemischen Gesellschaft, starb schon 1941; Lipót Aschner (1872–1952) wurde 1944 nach Mauthausen deportiert, von wo ihm die Flucht in die Schweiz gelang, während Imre Bródy (1891-1944) mit seiner Familie deportiert wurde und sich seine Spur völlig verlor. Er ist damit eines der vielen Opfer der Nationalsozialisten unter den jüdischen Wissenschaftlern in Europa.

„Max Wolf (1892–1990) – ein Leben in Fotografien“ wurde von Ulla FISCHER-WESTHAUSER (Traiskirchen) im Wortsinne bildhaft dargestellt. Wolfs Karriere als Dermatologe, der die wissenschaftliche Fotografie als Diagnose- und Forschungsinstrument an der Wiener Poliklinik erfolgreich nutzte, wurde 1938 abrupt unterbrochen, er musste fliehen und hielt auf der Flucht, dann im Exil in New York sowie auf Reisen in Hunderten von Fotos sein Leben fest. Mit diesen ist eine sehr seltene Dokumentation von Flucht und Neuanfang in der Emigration überliefert.

Johannes SEIDL und Richard LEIN (beide Wien) schilderten in „Eduard Sueß und der Beginn des Frauenstudiums an der Wiener Universität“ anhand eines im Archiv aufgefundenen Albums mit Fotos früher Studentinnen der Universität Wien aus dem Besitz des berühmten Geologen Prof. Eduard Sueß (1831–1914) die Anfänge des Frauenstudiums in Wien. In detektivischer Arbeit wurde versucht, die Abgebildeten, die seit 1897 die Hauptvorlesungen von Sueß besuchten, zu identifizieren. Die Auswertung der ermittelten Daten erlaubt Schlüsse auf soziale Herkunft, Alter und Beruf sowie Studiendauer und –ziele der ersten Studentinnen, da das Frauenstudium erst ab WS 1897/98 an der Wiener Universität offiziell möglich war.

Felicitas SEEBACHER (Klagenfurt) widmete sich in ihrem Vortrag „*Aber die krumme Nase!* Die akademische Karriere des Chirurgen Anton Wölfler im universitären Milieu deutschnationaler und antisemitischer Strömungen“ dem aus Böhmen stammenden Chirurgen Nathan Anton Wölfler, der als Assistent Theodor Billroths die erste erfolgreiche Magenresektion durchführte und maßgeblich an der Einführung der Antiseptik beteiligt war. Ohne Chance auf die Berufung auf einen Lehrstuhl, übernahm Wölfler die Abteilung für Chirurgie an der Allgemeinen Poliklinik in Wien. 1884 konvertierte er zum Katholizismus und wurde bald darauf zum Professor und Ordinarius für Chirurgie an der Universität Graz berufen, 1894 an die Chirurgische Klinik der

Deutschen Universität in Prag. Wölfler ist kein Einzelfall an der Wiener Universität: Felicitas Seebacher hat mit ihrem Buch „Das Fremde im Tempel der deutschen Wissenschaft“ detailliert Antisemitismus und Antifeminismus an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien in der Habsburger Monarchie aufgezeigt.

Arin NAMAL (Istanbul) legte eine bemerkenswerte Archivstudie vor zum Thema „Junge jüdische Emigranten aus Deutschland und Österreich an der Medizinischen Fakultät der Universität Istanbul“. Im Zuge der türkischen Universitätsreform von 1933 wurden an die Universität Istanbul zahlreiche deutsche Wissenschaftler berufen, zum großen Teil Emigranten aus Deutschland. Darunter waren auch hervorragende junge Wissenschaftler an der Medizinischen Fakultät der Universität Istanbul, so die erste weibliche Dozentin Berta Ottenstein (1935–1945), Rosamarie Rössler (1934–1946), Sara Gitla-Lisie (1835–1957), Ernst Caspari (1936–1938), Werner Silberstein (1938–1942), Erich Uhlmann (1934–1937), Kurt Lion (1935–1937), Walter Reiningger (1938–1948), Karl Weissglas (1939–1948), Erika Bruck (1935–1939), Georg Peters (1943–1947) und Walter Laqueur (1937–1945).

Die dann folgenden drei Beiträge beschäftigten sich mit den Leistungen und Schicksalen jüdischer Ärzte, die auf dem Gebiet der Bakteriologie, einschließlich Immunologie und Serologie, sowie der Blutgruppenforschung arbeiteten. Der Ehrenpräsident der Erfurter Akademie Werner KÖHLER (Jena), selbst ein bekannter Mikrobiologe, sprach über die „Bedeutung jüdischer Ärzte für die Entwicklung der Bakteriologie“. Dabei kamen berühmte Wissenschaftler zur Sprache, die Erreger von Infektionskrankheiten entdeckt, Züchtungs-, Nachweis- und Färbeverfahren eingeführt, wesentliche Beiträge zur Immunitätslehre oder zur Kenntnis der Blutgruppen geleistet hatten. Mehrere dieser Ärzte, die 1933 noch gelebt hatten (Nicolaier, Conradi, Bruck), wurden Opfer des Nationalsozialismus. Anhand beeindruckender Übersichten wurden die Leistungen dieser jüdischen Ärzte dargestellt und erläutert.

An der Biographie eines der Opfer, und zwar von H. W. Conradi, stellte Caris-Petra HEIDEL (Dresden) in ihrem Vortrag „Die Stigmatisierung als ‚Jude‘ und deren Auswirkung auf das berufliche und wissenschaftliche Renommee am Beispiel des Bakteriologen Heinrich Wilhelm Conradi (1876–1943)“ dar, wie die akademische Karriere von Conradi, einem bedeutenden Bakteriologen und Hygieniker, behindert, er nach 1933 wissenschaftlich und beruflich ausgeschaltet und seine wissenschaftliche Leistung bewusst der Vergessenheit anheimgegeben wurde.

Ein bewegtes, aber letztendlich glücklicheres Schicksal war dem polnischen Mikrobiologen Ludwig Hirszfeld beschieden, wie Bożena PŁONKA-SYROKA (Wrocław) in ihrem Beitrag „Prof. Ludwik Hirszfeld – Arzt, Mikrobiologe, Organisator des wissenschaftlichen Lebens in Polen“ darstellte. Nach dem Medizinstudium in Würzburg und Berlin arbeitete Hirszfeld in Heidelberg und Zürich, war im ersten Weltkrieg als russischer Staatsbürger Militärarzt, kehrte 1919 nach Polen zurück und leitete hier angesehene wissenschaftliche Institute. 1939 bis 1943 im Warschauer Ghetto interniert, konnte er fliehen, sich bis 1944 bei Warschau verstecken und nach der Befreiung als Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisator einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der polnischen und europäischen Mikrobiologie und Serologie leisten.

Aus dem Vortrag von Sybille GERSTENGARBE (Halle) über „Jüdische Gelehrte an der Leopoldina“ ging hervor, dass die Leopoldina 1933 mindestens 103 Mitglieder mit jüdischen Wurzeln und ein jüdisches Ehrenmitglied hatte, die alle ohne Information der Betroffenen aus den Mitgliederlisten gestrichen und nach 1945 stillschweigend wieder als Mitglieder geführt wurden. Unterschiedliche Schicksale von jüdischen Leopoldina-Mitgliedern werden dargestellt am Beispiel des Biochemikers Markus Guggenheim (1885–1970), der als Schweizer von den Vorgängen in Deutschland nicht betroffen war, des Botanikers Ernst-Georg Pringsheim (1881–1970), der 1939 von Prag nach Cambridge emigrierte und 1953 nach Deutschland zurückkehrte, und Albert Einsteins (1879–1955), der bereits 1933 Deutschland verlassen und nach 1945 kein Interesse mehr an offiziellen Kontakten nach Deutschland hatte.

In seinem Beitrag „Lise Meitner (1878–1968): Wien, Berlin, Stockholm, Cambridge – Das Schicksal einer großen Physikerin“ hat Fritz KRAFFT (Marburg) eindrücklich geschildert, wie Leben, Arbeitsmöglichkeit und Anerkennung ihrer wesentlichen wissenschaftlichen Leistung bei der Aufklärung des subatomaren Geschehens durch die erzwungene Emigration nach dem „Anschluss“ Österreichs sich jäh veränderten. Es gelang ihr zwar die Flucht, doch konnte sie an der Schlussphase der Entdeckung der Kernspaltung nur noch brieflich teilnehmen. Es enttäuschte sie tief, dass Otto Hahn 1946 alleine den Nobelpreis für Arbeiten erhielt, an denen sie nicht nur jahrelang beteiligt gewesen war, sondern die sie überhaupt erst angeregt hatte. Im Nachkriegsdeutschland wurde Lise Meitner endgültig in den Schatten Hahns gestellt und erfuhr hier nur wenige Ehrungen. Bis heute wird ihre Leistung nur zögernd anerkannt; umso wichtiger ist dieser Beitrag, der auch einen Hinweis enthält auf das Buch von Ruth Lewin Sime „Lise Meitner. A Life in Physics“ (Berkeley u. a. 1997), auch in deutscher Übersetzung 2001 im Insel-Verlag Leipzig u. Frankfurt a.M. erschienen.

Über „Die Vertreibung jüdischer Mathematiker ab Frühjahr 1933 und ihre Wege ins Exil“ referierte Annette VOGT (Berlin) in ihrem Beitrag, der sich vor allem auf Forschungen der Autorin zu jüdischen Mathematikern im deutschsprachigen akademischen Raum und zur Geschichte jüdischer Wissenschaftlerinnen der Berliner Universität und der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft stützte. Es wurden darin die unterschiedlichen Wege ins Exil geschildert, die Rolle der akademischen Hilfsorganisationen im Ausland erläutert und gezeigt, wie unterschiedlich die Voraussetzungen waren, weiterhin erfolgreich wissenschaftlich tätig sein zu können – oft bedeutete Emigration auch das Ende der wissenschaftlichen Tätigkeit. Es wurden aber auch zahlreiche Forschungsdesiderate aufgezeigt, so zum Problem der Remigration nach 1945.

Walter PURKERT (Hausdorff-Edition Bonn) beschäftigte sich in „Felix Hausdorff (1868–1942) – ein deutscher Jude als ‚Gründungsvater‘ der Moskauer topologischen Schule“ mit dem Schicksal dieses außerordentlich vielseitigen und einflussreichen Mathematikers, auf den eine Reihe von Begriffen, Sätzen und Verfahren der Mathematik benannt wurden, darunter für die gesamte moderne Mathematik grundlegende Konzepte wie „Hausdorff-Raum“ oder „Hausdorff-Dimension“. Unter dem Pseudonym Paul Mongré schuf er zudem ein beachtliches philosophisches und literarisches Werk. Hausdorffs Hauptwerk „Grundzüge der Mengenlehre“ wurde für die jungen russischen Mathematiker Pavel Alexandroff und Pavel Urysohn Grundlage

für die Begründung der berühmten Moskauer topologischen Schule. Nach 1933 hatte Hausdorff als Jude zunehmend unter dem nationalsozialistischen Terror zu leiden; in der Sowjetunion mussten die russischen Mathematiker ihre Kontakte ins Ausland besser einstellen, um nicht Opfer der Stalinschen „Säuberungen“ zu werden. Als die Deportation in ein Konzentrationslager unmittelbar bevorstand, nahmen sich Hausdorff und seine Frau das Leben. Der Referent wies auf eine große, in mehreren Ländern gezeigte Ausstellung zu Felix Hausdorff hin und überreichte allen Interessenten den Ausstellungskatalog.

Die Tagung verdeutlichte die großen Leistungen jüdischer Gelehrter und Wissenschaftler für die europäische Geistesgeschichte und Wissenschaftsentwicklung und zeigte zugleich die katastrophalen Folgen des Antisemitismus, der Vertreibungen und Ermordung der europäischen Juden. Die engagierte Diskussion der Vorträge zeigte den Willen, die Auseinandersetzung mit diesem problembeladenen Kapitel europäischer und besonders deutscher Geschichte als permanente Aufgabe anzunehmen. Die Beiträge der Tagung werden voraussichtlich im ersten Halbjahr 2015 als Band 9 (hrsg. von Ingrid Kästner und Jürgen Kiefer) in der Reihe „Europäische Wissenschaftsbeziehungen“ vorliegen.

Beziehungen zu den österreichischen Wissenschaftshistorikern

Bei der 3. Tagung im Mai 2010 in Erfurt und Jena zum Thema „Botanische Gärten und botanische Forschungsreisen“ hatten wir erstmals die Freude, österreichische Kollegen unter den Referenten und Zuhörern begrüßen zu dürfen. Vorangegangen war über persönliche Beziehung zum Verein der Freunde des Botanischen Gartens der Universität Wien der Kontakt mit Prof. Dr. Michael KIEHN, Direktor des Botanischen Gartens der Univ. Wien (Dept. für Biogeographie und Botanischer Garten), der mit seiner Gattin, Mag. Monika KIEHN vom Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde der Univ. Wien, mit ausgezeichneten Referaten zum Programm beitrug (siehe Tagungsband). Auch an den folgenden Tagungen in Erfurt und auf der Hundisburg konnten wir österreichische Kollegen begrüßen, wobei sich neben Prof. Michael KIEHN vor allem Univ.-Doz. Dr. Johannes SEIDL MAS, stellv. Leiter des Archivs der Universität Wien, sehr für die Zusammenarbeit engagierte. Beide schlugen vor, eine Tagung in Wien durchzuführen, und dank dieser Initiative wurde die 7. Tagung der Reihe „Europäischen Wissenschaftsbeziehungen“ zum Thema „Erkunden, Sammeln, Notieren und Vermitteln – Wissenschaft im Gepäck von Handelsleuten, Diplomaten und Missionaren“ vom 2.–4. Mai 2013 in Wien mit großem Erfolg durchgeführt. Veranstalter waren neben der Erfurter Akademie die Österreichische Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte sowie das Fakultätszentrum für Biodiversität, Botanischer Garten und Archiv der Universität Wien. Univ.-Prof. Dr. Helmuth GRÖSSING MAS, Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte, sagte in seiner Begrüßungsrede: „Die Erfurter Akademie und die ÖGW scheinen *ex natura membrorum* prädestiniert für weitere Zusammenarbeit zu sein.“ Diese Aussage wurde durch die Wiener Tagung und die folgenden Aktivitäten – nicht zuletzt durch die starke Beteiligung österreichischer Teilnehmer am wissenschaftlichen Programm der 9. Tagung „Von Maimonides bis Einstein ...“ – aufs Schönste bestätigt, und so befindet sich auch eine erneute Wiener Tagung

auf der Agenda für das Jahr 2016.

Ingrid Kästner, Leipzig

Tagung „Netzwerke der Altertumswissenschaften im 19. Jahrhundert“

Am Freitag, 30. Mai und Samstag, 31. Mai 2014 fand in Wien eine von Karl Reinhard KRIERER und Ina FRIEDMANN (Universität Wien) veranstaltete internationale Tagung zum Thema „Netzwerke der Altertumswissenschaften im 19. Jahrhundert“ statt. Tagungsorte waren das Archiv der Universität Wien und das Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde, Papyrologie und Epigraphik der Universität Wien. Die Durchführung der Veranstaltung erfolgte mit Unterstützung durch die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien, das Archiv der Universität Wien, die Kulturabteilung (Magistratsabteilung 7) der Stadt Wien – Wien Kultur, den Verein Internationales Österreichisches ArchäologieForum – IÖAF, den Verein Mazzesinsel – Donau-Hof e. V. im Rahmen des FWF-Projektes P 24419-G21, „Alexander Conze in Wien (1869–1877)“.

Es kamen Referate von 17 in- und ausländischen Teilnehmer/innen zum Vortrag, welche die Thematik wissenschaftlicher Netzwerke aus verschiedenen Blickwinkeln erörterten. Sie werden hier in der Reihenfolge der Vorträge mit jeweils kurzer Zusammenfassung vorgestellt.

Daniela HAARMANN (Wien) referierte unter dem Titel „Zwischen Beratung, Austausch und Diplomatie. Die Netzwerke des Franz de Paula Neumann (1744–1816), Leiter des k. k. Münz- und Antikenkabinetts Wien“ mit dem Fokus der Korrespondenzsammlung als Quellenkorpus die drei „Wissenstypen“ in Neumanns antiquarischen Netzwerken im Europa jener Zeit – Sammler, Amateure bzw. Dilettanten, Gelehrte – und erläuterte diese anhand repräsentativer Korrespondenzbeispiele. Leitfrage hierbei war, inwieweit diese Korrespondenzen die Idee eines sich über die Antike identifizierenden Europa repräsentieren.

Andreas SCHMIDT-COLINET (Wien) stellte mit „Louis-François Cassas (1756–1827): Vorläufer und Wegbereiter von Netzwerken in den Altertumswissenschaften des 19. Jahrhunderts“ eine hoch interessante vielschichtige Persönlichkeit vor, die bereits Johann Wolfgang von Goethe sehr geschätzt hat, und deren Leben und Werk exemplarisch zeigen, wie eng in den Generationen vor und nach der Französischen Revolution (1789) die Verflechtungen zwischen Aristokratie und Diplomatie, Literatur und Dichtkunst, Malerei und Bildhauerei, Architektur und Bauforschung, Archäologie und Altertumforschung waren.

„Deux lettres à Mylord Comte d’Aberdeen“. Öffentliche Briefwechsel und Kontroverse über die Inschriften von Michel Fourmont am Anfang des 19. Jahrhunderts“ waren Thema des Vortrags von Olivier Gengler (Wien). Die Kontroverse um die Unechtheit der Inschriften, die Michel Fourmont in Sparta zwischen 1729 und 1731 angeblich abgeschrieben hatte, erreichte ihren

Höhepunkt in einem offenen Briefwechsel zwischen Désiré Raoul-Rochette und George Hamilton-Gordon, dem 4. Earl von Aberdeen. Diese grenzüberschreitende Kontroverse wurde unter Bedacht auf die Form des Austauschs, nämlich des offenen Briefes als Gattung der wissenschaftlichen Kommunikation, analysiert.

Karl R. KRIERER (Wien) referierte über „Alexander Conze und Theodor Mommsen. Die Wiener Briefe (1870–1877)“. Es wurde anhand der 27 Briefe Conzes aus dessen Wiener Jahren als Professor für Klassische Archäologie exemplarisch dargestellt, wie stark die Verbindungen und Bande von in Österreich wirkenden deutschen Universitätsprofessoren zu den Kollegen in ihrer Heimat sein und wie persönliche Netzwerke in verschiedener Hinsicht eingesetzt und wirksam werden konnten.

Unter dem Titel „Große Projekte und informelle Netzwerke. Theodor Mommsen und das Corpus Inscriptionum Latinarum“ konnte Torsten Kahler (Berlin) anhand der Entstehungsgeschichte des großen lateinischen Inschriftencorpus CIL, eines akademischen Großprojekts des 19. Jahrhunderts, aufzeigen, in welcher Form persönliche informelle Netzwerke den Entstehungsprozess zeitgenössischer geisteswissenschaftlicher Großprojekte beeinflussen konnten.

„Zwischen Berlin und Wien: Theodor Mommsen und die Proponenten des deutsch-österreichischen Akademiekartells von 1893“ war der Beitrag von Christine Ottner (Wien). Der Hauptprotagonist der deutschen Altertumswissenschaften, Theodor Mommsen, war mit dem Geologen Eduard Suess und dem Altphilologen Wilhelm von Hartel die treibende Kraft hinter dem Vorhaben eines Verbands der Wissenschaftsakademien. Mommsen als Wissenschaftsorganisator, die beabsichtigten Schwerpunkte des „Kartells“ sowie die generelle Frage nach Profil und Aufgaben der Wissenschaftsakademien im ausgehenden 19. Jahrhundert standen im Mittelpunkt dieses Referates.

Hubert D. SZEMETHY (Wien) hat sich mit seinem Vortrag über „Otto Benndorfs frühe Korrespondenzen – Zeugnis für den Aufbau eines wissenschaftsorientierten Netzwerks“ auf die bislang unveröffentlichten Briefwechsel Benndorfs aus den frühen Jahren (1862–1868) konzentriert. Lebenssituationen, die den weiteren Werdegang des angehenden Archäologen wesentlich beeinflussten, die Rolle einzelner Briefpartner sowie Individualisierungsprozesse konnten anhand der brieflichen Selbstzeugnisse genauso aufgezeigt werden wie das zunehmende Selbstbewusstsein des Forschers, welches zu einer Veränderung und Erweiterung der Kommunikationsstrukturen führte.

Beatrix BASTL (Wien) präsentierte ihren Beitrag zum Thema „Die ‚Altertumswissenschaften‘, das ‚Migrationsproblem‘ und die ‚Disziplin-Losigkeit‘. Carl von Lützow und Alexander Conze“. Der Titel des Vortrags verweist auf die Verflechtungen der Altertumswissenschaftler, die überwiegend aus dem Deutschen Reich kamen und daher einen ‚Migrationshintergrund‘ hatten. Sie waren alle vernetzt in den verschiedensten Bereichen, die man heute trennt, und von daher ‚Disziplin-los‘; Multitalente, die ihren Ausdruck auf den verschiedensten Ebenen des ‚Netzwerks‘ fanden.

Dem Kunsthistoriker Carl von Lützow und speziell seinem Verhältnis zu Alexander Conze wurde dabei besonderes Augenmerk geschenkt.

Johanna AUINGER (Wien) referierte über „Die Briefe Carl Humanns (1884–1895). Dokumente eines frühen wissenschaftlichen Netzwerkes“ und stellte damit ein im Herbst 2014 beginnendes Projekt vor, das sich einem noch völlig unerschlossenen Konvolut von über 1.700 von Humann in seinen letzten zwölf Lebensjahren angelegten Briefen widmen wird.

„Das altertumswissenschaftliche Netzwerk des Ernst Fabricius (1857–1942) im Spiegel seiner Autobiographie“ war Thema des Beitrags von Eckhard Wirbelauer (Straßburg, Frankreich), mit welchem er das Editionsprojekt zur Autobiographie vorstellte, die Ernst Fabricius zwischen 1937 und 1941 verfasste und für die er ein umfangreiches, bislang unediertes Briefkorpus zusammenstellte. Auf dieser Basis konnte das Netzwerk dieses für die Entwicklung der Altertumswissenschaften einflussreichen Wissenschaftlers rekonstruiert werden.

In ihrem Vortrag „Zwischen Bayern und Innviertel. Die Frühzeit der prähistorischen Forschung im westlichen Oberösterreich“ ging Marianne POLLAK (Wien) auf eine der wichtigsten Forscherpersönlichkeiten Oberösterreichs ein, die der Central-Commission angehörte und die ihre wissenschaftliche Prägung der engen Verbindung mit Münchner Intellektuellen des ausgehenden 19. Jahrhunderts verdankte: Hugo von Preen (1854–1941), den „Kristallisationskern der frühen kulturwissenschaftlichen Forschung im westlichen Oberösterreich“. Der vielseitig interessierte Hugo von Preen wurde vor dem Hintergrund der ihn beeinflussenden Persönlichkeiten aus verschiedenen Fachdisziplinen und in seinem so wirksamen Netzwerk als Teil der scientific community einer Zeit dargestellt, die von gesellschaftlichen und politischen Umbrüchen geprägt war.

„Netzwerk Urgeschichte. Ferdinand von Hochstetter und die prähistorische Forschung in Österreich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts“ war der Beitrag von Brigitta MADER (Wien). Nicht nur wurde die österreichische Urgeschichtsforschung auf ihrem Weg zur selbständigen wissenschaftlichen Disziplin wesentlich durch das Wirken Ferdinand von Hochstetters (1829–1884) bestimmt, dieser große Organisator war es auch, der durch die beiden Neugründungen – der anthropologisch-ethnographischen Abteilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum (1876) und der prähistorischen Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien (1878) – die institutionelle Voraussetzung zur urgeschichtlichen Durchforschung Österreichs schuf, in welcher nicht zuletzt sein Netzwerk wirksam werden konnte.

Raimund KARL (Bangor, Wales) brachte eine Untersuchung über „Moriz Hoernes und seine ‚Schule‘ bis ins 21. Jahrhundert“, mit welcher er das Netzwerk der Schüler des seit 1899 ersten Professors für Urgeschichte des Menschen an der Universität Wien synchron und diachron betrachtete und analysierte, wobei die Kritik der Methode auch deren Einfluss auf den archäologischen Denkmalschutz in Österreich bis heute einbezog.

Unter dem Titel „Appreciating the Art of Others: Josef Strzygowski and the Austrian Origins of Anti-Imperial Art History“ widmete sich Suzanne MARCHAND (Baton Rouge, USA) der Karriere und Rezeption dieses österreichischen Gelehrten und dessen als „Orientophilie“ bezeichneter Affinität zum Orient und zur Volkskunst verschiedener Regionen. In seiner Herausforderung eurozentristischer Ästhetik hätten Strzygowskis Leserschaft und zum Teil seine Studenten das gefunden, was man eine postkoloniale oder multikulturelle Kunstgeschichte nennen könnte.

Monika FABER (Wien) brachte mit ihrem Beitrag „Von Carnuntum nach Samothrake – Frühe österreichische Fotografie in archäologischen Zusammenhängen“ diesen wichtigen, damals noch relativ neuen technischen Bereich in die Tagung ein, dessen Proponenten man angesichts ihrer Bedeutung besonders für die Ausgrabungs- und Kunstarchäologie durchaus als Teil der zeitgenössischen wissenschaftlichen Netzwerke ansehen muss.

In die eher praxisbezogenen Bereiche von archäologischen Ausgrabungen führte der Beitrag von Michaela ZAVADIL (Wien): „Da kann ich Ihnen unseren Aufseher empfehlen.“ Wie Heinrich Schliemann bisweilen Mitarbeiter suchte und fand“. Die Vortragende machte dabei offensichtlich, dass wissenschaftliche Netzwerke durchaus auch weniger gelehrten Zielen dienen konnten, und skizzierte am Beispiel Heinrich Schliemanns, wie die Bekanntschaft mit anderen Forschern auch dazu genutzt wurde, Grabungsmitarbeiter unterschiedlichster Qualifikation zu rekrutieren, die dann an verschiedenen Grabungsorten eingesetzt werden konnten.

„Qui tacet, consentit“. Alexander Conze und Wilhelm Bode im Spiegel ihrer Korrespondenz“ lautete der Titel des Referates von Ina FRIEDMANN (Wien). Sie rekonstruierte anhand des über Jahrzehnte laufenden Briefverkehrs ein Beispiel wissenschaftlicher Vernetzung, das die Praxis von Austausch, Hilfestellung, Unterstützung sowie Planung wissenschaftlicher Vorhaben darzustellen erlaubt.

Die Tagungsbeiträge werden voraussichtlich im Jahr 2015 in einem Tagungsband erscheinen.

Karl R. Krierer
Wien, 8. September 2014

VORTRÄGE IM WINTERSEMESTER 2014/15

Die Abendvorträge finden nunmehr **um 18 Uhr s.t.** im Festsaal des Archivs der Universität Wien statt.

2. Oktober 2014

Prof. Dr. Wolfgang GEIER

„Karl Gottlob von Anton – Anton Tomaš Linhart. Begründer der Sorabistik und Slovenistik im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts“:

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entstehen gleichzeitig in Görlitz und Laibach zwei neue Gebiete der sich in diesem Zeitraum ebenfalls herausbildenden Slawistik zunächst als Sprach- und Literatur-, dann in einem umfassenderen Sinne als Kulturwissenschaften: die Sorabistik (Sorbenkunde) und die Slowenistik (Slowenenkunde) durch zwei Gelehrte, die in einem bezeugten Austausch standen, ohne sich je begegnet zu sein.

Karl Gottlob von Anton (1751-1818), seit 1770 Studium der Rechte in Leipzig, dort 1774 Magister der Philosophie und Doktor der Rechte; in Görlitz Stadtjurist, 1797 Senator, 1802 Erhebung in den Reichsadelsstand; Mitbegründer der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und der akademisch-universitären Vereinigung *Sorabia* 1755/1773 (Entstehung der Sorabistik als Wissenschaft); Verbindungen zu namhaften gelehrten Zeitgenossen: ‚Schüler und Freund Schlözers‘, Austausch mit Körner, Herder, Dobrovský, Linhart. Hauptwerk: *Erste Linien eines Versuchs über den alten Slaven Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse*, 2 Bde., Leipzig 1783/1789; Neudruck Bautzen 1897.

Anton Tomaš Linhart (1756-1795), k.k. Kreisschulenkommisär in Laibach, k.k. Sekretär der Landeshauptmannschaft Krain; nach 1781 Mitglied der wiederbelebten *Academia Operosorum Labacensium* (Popović, Vódnik, Kumerdej, Pohlin, Damascen, Japel, andere); Linhart wurde zunächst als Komödienschreiber bekannt: *Bürgermeisters Mariechen* und *Ein froher Tag oder Matiek beiratet* (nach Beaumarchais); nach umfangreichen autodidaktischen Studien entsteht das Hauptwerk: *Versuch einer Geschichte von Krain und der übrigen südlichen Slaven Österreichs. Von den ersten Spuren einer Bevölkerung im Lande bis zur Anpflanzung der krainischen Slaven*, Erster Band, Laibach 1788; *Versuch einer Geschichte von Krain und den übrigen Ländern der südlichen Slaven Österreichs. Von der ersten Anpflanzung der krainischen Slaven bis auf ihre Unterjochung durch die Franken*, Zweiter Band, Nürnberg 1796; (=Wieser Enzyklopädie des Europäischen Ostens WEEO, Wiener Bestände, Bde. 1 u. 2; Faksimile-Nachdruck), Klagenfurt/Celovec u.a. 2001.

Beide Werke enthalten umfangreiche bio-, bibliografische und andere Quellen (Karten, Tabellen, Übersichten), historiografische Zeugnisse aus dem Altertum (Autoren, Werke, Inschriften) sowie sprachkundlich/-wissenschaftliche Untersuchungen zu slavischen Sprachen, besonders jedoch zu den westslavischen sorbischen und den west-/südwestslavischen slowenischen Idiomen. Interessant ist im übrigen bei Linhart das *Verzeichnis der Herren Subskribenten*, welches interessante kulturgeschichtlich/-soziologische Aufschlüsse zur Leserschaft vermittelt.

Der Quellenreichtum, die gemessen am damaligen Forschungsstand sehr genauen und ergiebigen geo-, ethno- und historiografischen sowie die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen beider lassen die Folgerung zu, dass Anton wie Linhart mit ihren Werken als die Begründer der Sorben- und der Slowenenkunde, der Sorabistik und der Slowenistik am Ende des 18. Jahrhunderts gelten

können. Die Wirkungen sind für die Entstehung der Slawistik im 19. Jahrhundert von Dobrovský über Šafařík, Kolar, Kopitar, Karadžić bis Jireček, um nur einige zu nennen, erheblich. (W. Geier)

23. Oktober 2014

o. Univ. Prof. Dr. Mitchell ASH

Das multidisziplinäre Doktoratsprogramm (DK) "Naturwissenschaften in historischen, philosophischen und kulturellen Kontext" (gefördert vom FWF). Ergebnisse der ersten Förderperiode (2010-2014), mit Kurzvorträgen von Kollegiatinnen und Kollegiaten des Doktorkollegs

Dieses DK verbindet historische, philosophische und kulturwissenschaftliche Studien der Naturwissenschaften und verwandter Wissensgebiete im internationalen und transnationalen Kontext. Thematische Schwerpunkte sind u.a.: Historische Studien der modernen Naturwissenschaften und ihnen nahe stehenden Sozial- und Humanwissenschaften in Österreich und anderen Ländern von ca. 1850 bis heute, sowie philosophische und kulturwissenschaftliche Studien der Naturwissenschaften und diesen nahe stehenden Sozial- und Humanwissenschaften im historischen Kontext, vor allem im 20. Jahrhundert.

Zentrale Merkmale des Programms sind u.a.: ein gemeinsames, strukturiertes Curriculum; das intensive multidisziplinäre Gespräch der KollegiatInnen und der Faculty im gemeinsamen Kolloquium; verpflichtende internationale Forschungsaufenthalte in Verbindung mit den Kooperationspartnern des Programms, von denen viele auch zu Gast- und Forschungsaufenthalten nach Wien kommen; und die Doppelbetreuung der einzelnen Dissertationen nach Möglichkeit durch eine Historikerin/einen Historiker bzw. einen Philosoph/eine Philosophin einerseits und einen Naturwissenschaftler/eine Naturwissenschaftlerin bzw. einen Mathematiker/eine Mathematikerin andererseits. (M. Ash)

6. November 2014

Dr. Karoline SCHMIDT

„Von wegen homo homini lupus – Dem Wolf ist der Mensch ein Mensch“.

Eine einzige Tierart behandelt der Mensch wie seinesgleichen: den Wolf. Anpassungswillige Wölfe änderten wir ein wenig und integrierten sie als „besten Freund“ in unsere Familien – und mit den anderen Wölfen gingen wir ebenfalls so um, wie sonst nur mit Mitmenschen, mit andersgläubigen, andersdenkenden, andersseienden Mitmenschen: in hemmungslosem Hass, mit der Absicht, den anderen zu erniedrigen, qualvoll zu zerstören, möglichst grausam zu töten. Jahrhundertlang verfolgte nahezu die gesamte Bevölkerung Mitteleuropas (und Nordamerikas),

vom Kind bis zum General, Wölfe mit allen erdenklichen Mitteln, aus dem Hinterhalt oder in offener Schlacht, mit Mistgabeln und Gewehren, mit Gift und kirchlich gesegneten Kugeln, und bis zur nahezu vollständigen Ausrottung der Wölfe war Aggressivität und Grausamkeit im Umgang mit diesem Wildtier gesellschaftliche Pflicht.

Der Wolf ist der Schafräuber *par excellence* (und das Schaf das perfekte Nutztier) und kann unter Umständen auch Menschen gefährlich werden, aber sind das hinreichende Gründe, ihn als das Böse schlechthin, als Gegenstück zu Gott zu sehen)?

Meines Erachtens ist es ganz wesentlich die Abspaltung des Hundes vom Wolf, die zu dieser (der menschlichen Denkweise entgegenkommenden) extremen Dichotomie von Gut und Böse innerhalb einer Tierart führte. Durch Sesshaftigkeit wurde Wildnis, durch Land- und Viehwirtschaft wurden Wildtiere definiert, wortwörtlich abgegrenzt. Was Wildtieren zur Last gelegt wird, ist eine Grenzüberschreitung in das so entstandene, sich stetig ausweitende Hoheitsgebiet des Menschen. Keiner missachtet diese Grenze so vielfältig, hartnäckig und massiv wie der Wolf – und kein Tier ist ein so diszipliniertes Haustier wie der Hund, der nicht nur selbst kein Missetäter ist, sondern unseren Besitz gegen Diebe verteidigt. Erst durch das Vorhandensein dieses Gegenstücks wird der Wolf als „unverwertbarer“ Abfall des Hundes (was sich auch in der lateinischen Namensgebung spiegelt) zur Verkörperung der ausschließlich bösen, zu vernichtenden, weil unzählbaren und unnützen Wildnis, ebenso wie zur Verkörperung unserer unzivilisierten, also die menschliche Gemeinschaft schädigenden Triebe. Das „Tagebuch eines Bürgers“ (1405–1449) belegt, wie schnell die Grenzüberschreitung zu einer Katastrophe im wahrsten Sinn wird, wenn Wölfe in die Stadt, den zivilisierten Menschenbereich schlechthin, eindringen. Aufgrund ihrer Anpassungsfähigkeit und hohen Reproduktionsrate sind Wölfe „ein Indikator für den Zustand von Stadt und Land, für gute und schlechte Jahre. Ein Nachlassen der Wachsamkeit, ein wirtschaftlicher Rückschlag, ein strenger Winter, und die Wölfe nehmen überhand.“ (Braudel) Es ist der Rückfall in den negativ konnotierten chaotischen „Naturzustand“, ebenso wie der Krieg, der die Menschen zu Wölfen werden lässt (marodierende Banden außerhalb ebenso wie die schlechte Regierung innerhalb der Stadt). Denn der Wolf dringt nicht nur räumlich in den Bereich der Menschen, als Viehräuber entwendet er nicht nur lebenswichtige Nutztiere, und raubt, wie jeder Dieb, mit dem materiellen Gut auch einen Teil des Eigentümers und missachtet zudem sogar die Grenze zum Mensch-Sein: In der frühen Vorstellung handelt der Verbrecher nicht WIE ein Wolf, sondern begeht ALS Wolf Taten, die Menschen auf Grund ihres Menschseins nicht begehen können (Inzest, Verwandten- und Vätermord, Diebstahl, vor allem nächtlicher Diebstahl, Leichenraub, Verzehr von Menschenfleisch etc.) und prägt auf diese Weise die germanische Rechtsprechung und das Strafsystem (Friedlosigkeit, Wüstung, Steinigung, Hängen/Mithängen von Wölfen, Asylbereiche). Die Grenze zwischen Mensch und Wolf bleibt bis in die Gegenwart durchlässig. Nicht nur in Werwölfen, der bis heute häufigsten Therianthropie, sondern in Wölfen aus Fleisch und Blut leben wir unsere moralischen, ästhetischen und emotionalen Ängsten und Verlangen aus, weil wir in ihnen jenen Wolf sehen, den wir, parallel zur Züchtung des Hundes, aus sozialen, ökonomischen und politischen Bedürfnissen und Ansprüchen geschaffen haben. Aber Wolf steckt keiner in uns. „Die Natur selbst hat dem Menschen einen Zug Unmenschlichkeit eingepflanzt“

hat Montaigne lange vor Darwin erkannt. Es ist also nur menschlich, wenn der Mensch ein Wolf für den Menschen ist. (K. Schmidt)

Freitag, 5. Dezember 2014 (Jahresvollversammlung)

Prof. Dr. Wolfgang Eric WAGNER

„Der Fakultätspatron als Experte. Zur rituellen und bildlichen Inanspruchnahme von Heiligen für die Herausbildung akademischen Berufsbewusstseins im späten Mittelalter.“

Um als soziale Gruppe einen Platz in der vormodernen Ordnung zu finden, benötigten die akademisch Gebildeten Identität, Reputation und Rang, sie bedurften der Konstruktion eines Selbstbildes, der Darstellung und Wahrnehmung dieses „Images“ und seiner notfalls konflikthafter Abgrenzung gegenüber den anderen Gruppen. Denn weder der soziale Status der Universitätsgelehrten noch ihre Rolle in der mittelalterlichen Gesellschaft waren von vorne herein festgelegt. Diese soziale Unbestimmtheit resultierte zum einen daraus, dass die Akteure zunächst nur eine ungenügende Vorstellung von sich selbst besaßen und diese über die Wege der Repräsentation folglich auch nur mangelhaft vermitteln konnten. Zum anderen hielt die mittelalterliche Gesellschaft keine Berufe bereit, deren Inhaber über akademisches Wissen verfügen mussten und es außerhalb ihres Milieus auch wirkungsvoll anwenden konnten. Noch um 1500 überstieg das Angebot an akademisch Gebildeten die Nachfrage bei weitem: „Ein Arbeitsmarkt für Universitätsbesucher und Absolventen, mithin Positionen für akademische Expertenberufe von einiger Stabilität und Dauer existierten im strukturellen Sinne noch nicht, ganz abgesehen von einem gewissen Anerkennungspotential gegenüber den Inhabern solcher Positionen, das ihnen und nur ihnen entgegen zu bringen war und nur ihnen Einfluss garantierte.“ (Rainer Christoph Schwinges)

Der Vortrag zeigt neben dem rein quantitativen „Angebotsdruck“ noch einen anderen Weg auf, durch den die beruflichen Möglichkeiten für akademisch Gebildete im späten Mittelalter ausgeweitet wurden. Es wird die These vertreten, dass mittelalterliche Universitätsgelehrte durch die Bezugnahme auf bestimmte Heilige und durch die Art und Weise ihrer Verehrung ein spezifisches Berufsbewusstsein und Berufsethos kreiert und sowohl an Ihresgleichen als auch gegenüber ihrer Umgebung vermittelt haben. Am Beispiel der Heiligen Ivo, Kosmas und Damian wird dargestellt, wie Fakultätspatrone von Juristen und Medizinern rituell und medial für die Ausprägung eines akademischen Berufsbewusstseins in Anspruch genommen worden sind. (W.E. Wagner)

Donnerstag, 22. Jänner 2015

Mag. Matthias SVOJTKA

Deutschnationaler, Paläobiologe und Antisemit: Streiflichter aus dem Leben des Othenio Abel (1875–1946)

Bei der historischen Beurteilung von Leben und wissenschaftlichem Werk des Othenio Abel stehen wir – wieder einmal, ähnlich wie bei Konrad Lorenz – vor dem Problem, eine Geistesleistung als solche anerkennen zu müssen, ohne dabei allzu einseitig-moralisch über die soziopolitische Komponente der Biographie zu rasonieren. Selbstverständlich soll und darf dabei die moderne Biographik problematische politische Gesinnungen und ihren möglichen Einfluss auf fachwissenschaftliche Leistungen auch nicht kleinreden oder ganz übergehen. Othenio Abel, am 20. Juni 1875 in Wien geboren, verbrachte seine Kindheit und Jugend in einem deutlich deutschnational geprägten, dem Georg Ritter von Schönerer nahen Umfeld und fand es schon im Alter von 22 Jahren angebracht, vor tschechischem Publikum auf einer Exkursion in Böhmen die „*Wacht am Rhein*“ vorzutragen. Später Dissertant und Assistent bei Eduard Suess am Geologischen Institut der Universität Wien wandte sich Abel ab etwa 1900 verstärkt ökologischen Studien an Fossilien zu, die sich der Erforschung des Verhaltens und der Anpassungserscheinungen fossiler Tiere an ihre Umwelt widmeten. Für diese, in weiterer Folge konsequent fortgeführten Untersuchungen führte Abel, stark beeinflusst durch die „*Paléontologie éthologique*“ des Louis Dollo, 1911 den Begriff „*Paläobiologie*“ in die Fachwelt ein, der allerdings fallweise schon deutlich früher mit abweichendem semantischem Gehalt verwendet worden war. Bereits 1907 zum Extraordinarius der Paläontologie und Phylogenie der Wirbeltiere an der Universität Wien ernannt, wurde Abel 1912 hier ordentlicher Professor für Paläontologie. Nach einer Phase der Konsolidierung des neuen Wissenschaftszweigs der Paläobiologie durch intensive Publikationstätigkeit und volksnahen Fachvorträgen an der Wiener Urania wurde Abel 1917 zum Ordinarius für Paläobiologie ernannt, seine Spezialsammlung – der „*Paläobiologische Lehrapparat*“ – wurde 1924 in ein eigenes Paläobiologisches Institut umgewandelt. In der Zwischenzeit allerdings hatte sich Abel auch um die Gründung eines inoffiziellen Zusammenschlusses christlich-sozialer und deutschnationaler Professoren der philosophischen Fakultät an der Universität Wien bemüht, dessen dezidiertes Ziel es war, jüdische Forscherkarrieren in Wien zu erschweren oder gar zu verhindern: Leonore Brecher und Paul Weiss wurden nachweislich Opfer dieser „*Bärenhöhle*“-Clique. Nach Abel sei es schließlich ebenso wichtig, antisemitische Gruppierungen an der Universität Wien zu einer „*feste[n] Phalanx*“ zu vereinen, wie Bücher zu schreiben. Fachwissenschaftlich verfasste er neben unzähligen Aufsätzen insgesamt 22 Monographien, welche teilweise in zweiter Auflage erschienen. Nach dem Rektoratsjahr 1932/33 wurde Abel unter Kurt Schuschnigg in Wien pensioniert und wandte sich 1935 nach Göttingen. Am 1. Mai 1938 der NSDAP beigetreten wechselte er schließlich 1940 als Leiter eines „*Instituts für Lebensgeschichte*“ nach Salzburg, konnte aber – auch kriegsbedingt – nicht mehr an seine ehemaligen wissenschaftlichen Erfolge anschließen. Othenio Abel starb am 4. Juli 1946 in Pichl am Mondsee (Oberösterreich) und hatte bis zu diesem Zeitpunkt Inhalt und Verständnis des Faches Paläontologie grundlegend ergänzt und reformiert. Dennoch sieht der gesamte angloamerikanische Raum erst den Zeitraum zwischen 1945 und 1985 als Geburtsstunde der „*Paleobiology*“ an. Unter anderem wird zu erläutern sein, wie sich die „deutsche“ Paläobiologie (1908–1911) zur englischen Paleobiology fach-inhaltlich verhält. Denn eines sollte nicht geschehen: die Paläobiologie kleinreden oder ganz vergessen zu wollen, weil einer ihrer wesentlichsten Begründer Nationalsozialist war. (M. Svojtka)

ÖGW-MITTEILUNGEN „MENSCH • WISSENSCHAFT • MAGIE“

Band 31

Bislang sind folgende Beiträge für diesen Band, der voraussichtlich im Februar 2015 erscheinen wird, bei der Redaktion eingegangen und angenommen worden:

KARL ACHAM, Von der Kulturbedeutung des Erziehungswesens und seiner Erforschung. Zum Abschluss von Wolfgang Brezinkas monumentaler „Pädagogik in Österreich“.

WOLFGANG BREZINKA, Licht- und Schattenseiten der Geschichte des Faches Pädagogik an den österreichischen Universitäten.

HELMUT W. FLÜGEL / WALTER HÖFLECHNER, Paul Maria Partsch: Briefe an Christian Keferstein (1820–1830). *Ein Beitrag zur Biographie von Paul M. Partsch.*

HANS ULLMAIER, Boscovich's pioneering ideas on the elementary structure of matter.

KLARA SCHELLANDER – ISOLDE MÜLLER, Von Naturwissenschaften, Bibliothekaren und einer Bibliographie. *Ein verschollenes Manuskript Ami Boués (1794–1881) aus dem Archiv der Technischen Universität Wien.*

SEVERIN MATIASOVITS, Wiener Juristen an der Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Prosopographische Erkenntnisse anhand von Universitätsquellen.

MARIA PETZ-GRABENBAUER, Paulus Fabricius (1529–1589).

GEORG SCHIFKO, Hat der Neuseelandforscher Andreas Reischek einen Maori-Kopf präpariert und nach Österreich gebracht?

ELISABETH KLECKER, Historisierung in der Renaturalisierung? *Carl Gustav Heraeus über die Drachenhöhle bei Mixnitz.*

Buchbesprechungen, darunter eine von KURT MÜHLBERGER über WOLFGANG BREZINKA, Pädagogik in Österreich. Die Geschichte des Faches an den Universitäten vom 18. bis zum 21. Jahrhundert. Band 4: Pädagogik an der Wirtschaftsuniversität Wien und der Universität Klagenfurt. Abschließender Überblick und Bilanz (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Wien 2014) XXI, 1072 S.

PERSONALIA

Wir gedenken an dieser Stelle des ersten Präsidenten der ÖGW,

o. Univ. Prof. Dr. Günther HAMANN (1924–1994),

der am 12. Oktober 2014 neunzig Jahre alt geworden wäre.

Er war nicht nur der Ideengeber einer Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften, er hat diesem wissenschaftlichen Verein, der sich 1992 umstrukturierte und mit erhöhten wissenschaftsgeschichtlichen Ansprüchen in ein größeres Ganzes aufgegangen ist, gegenüber der Universität Wien wie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, deren wirkliches Mitglied Günther Hamann war, stets als weitere Säule wissenschaftsgeschichtlicher Lehre, Forschung und Organisation betrachtet und entsprechend unterstützt. Dafür galt ihm und gilt ihm jetzt und fürderhin unser Dank!

Helmuth Grössing

Mit Entschließung des Bundespräsidenten vom 4. April 2014 wurde

Univ. Prof. Dr. Helmuth GRÖSSING MAS, Präsident der ÖGW,

das Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse verliehen.

Todesfälle

(Berichtszeitraum: Juli - Dezember 2014)

Univ. Prof. Dr. Theophil ANTONICEK, wirkl. Mitglied der ÖAW.

ALLGEMEINE ERKLÄRUNG

Die ÖGW RES NOVAE erscheinen in der Regel zweimal im Jahr.

Dieses online-Nachrichtenblatt dient zur allgemeinen Information über relevante Ereignisse und Aktivitäten innerhalb der ÖGW und wird gegenwärtig an 226 Mitglieder versandt.

Verwendung findet die neue deutsche Orthographie.

Der Schutz personenbezogener Daten ist gewährleistet, E-Mail-Adressen werden nicht an Dritte weitergegeben.

Für alle mit Namen gezeichnete Beiträge sind die Autoren verantwortlich.